



Lesbischer Herbst 2006

„Je älter wir werden,
desto lesbischer werden wir“

herausgegeben von Cornelia Kähler



Lesbischer Herbst

DÖRNER+KARBOWY

Inhalt

Vorwort	7
(Un-)Sichtbarkeit älterer Lesben in der Gesellschaft <i>Prof. Dr. Luise F. Pusch</i>	11
Was verstehen wir unter Lesbenkultur heute? <i>María del Carmen González Gamarra</i>	55
„Wann mein Rückgrat gerade ist, bestimme ich allein“ – Lesben und Politik <i>Agnes Witte</i>	75
Lesbisches Leben angesichts fundamentalistischer Entwicklungen in den Religionen <i>Randi O. Solberg / Dr. Kerstin Söderblom</i>	87
Dürfen lesbische Frauen in der Literatur älter werden? <i>Andrea Krug</i>	117
In und nach den Wechseljahren <i>Dr. Maria Beckermann</i>	143
„Eine – zwei – viele“ <i>Maria Nesselrath</i>	173
Lesbische Identität im Lebenslauf – persönliche Erfahrungen und Konsequenzen <i>Dr. phil. Lising Pagenstecher</i>	181
Mut zur Häutung <i>Carolina Brauckmann</i>	197
Die Autorinnen	211
Die Veranstalterinnen	215

Wie wäre es eigentlich, wenn (endlich!) einmal all die Themen zur Sprache kämen, die uns älter werdende Lesben mit einer langen Lebensgeschichte bewegen?

Was für eine Frage! Doch warum überhaupt diese Frage?

Ältere Lesben sind in der Öffentlichkeit nahezu unsichtbar. Wie im Falle älterer Frauen im Allgemeinen kommen ihre besonderen Themen und Lebenslagen seltener oder gar nicht zur Sprache.

Haben wir keine eigenen Themen? Haben ältere Lesben nichts zu sagen?

Im Gegenteil! Viele von uns haben ihre lesbische Geschichte seit Jahrzehnten, andere erst seit kurzem. Wir alle aber haben uns in diesen Zeiten verändert und weiterentwickelt. Unser Lesbischsein ist gewissermaßen mit uns gereift, älter und erfahrener geworden, hat Herbstfarben angenommen. In vielerlei Hinsicht sind wir freier geworden und haben sehr wohl „etwas zu sagen“.

Wenn wir also etwas zu sagen haben, dann müssen wir dafür sorgen, dass es gehört wird!

So begannen Yvonne Ford, Maria Nesselrath und ich im Sommer 2005 mit der Vorbereitung des ersten **Lesbischen Herbst**. Es wurde eine themenorientierte Tagung für lesbische Frauen jenseits der 49. Warum 49? In ungefähr diesem Alter überschreiten wir die Schwelle in die Zeit nach den Wechseljahren, in eine neue Lebensphase.

Vom 10.-12. November 2006 trafen sich in der Bildungs- und Ferienstätte Eichsfeld im thüringischen Uder 110 Frauen zwischen 42 und 76

Jahren zum ersten **Lesbischen Herbst**. Es kamen Lesben aus sehr unterschiedlichen Lebenszusammenhängen. Alle zusammen verbrachten wir eine intensive Zeit miteinander, hörten Vorträge, knüpften Kontakte, diskutierten und tanzten – und machten uns ältere Lesben eindrucksvoll sichtbar.

Die in Kürze vorliegende Dokumentation versammelt die zahlreichen Vorträge und Workshops des **Lesbischen Herbst 2006**. Von Literatur bis Medizin, von Politik bis Religion – hier wird mehr als deutlich, dass wir zu sehr vielem etwas zu sagen haben!

Alle Texte werden über den Kreis der Tagungsteilnehmerinnen hinaus von einer größeren Zahl von Lesben (jeden Alters) und anderen InteressentInnen diskutiert werden – dessen bin ich mir sicher.

Themen wie Identität, Lebensweisen und Interessen älterer Lesben und ihre Befindlichkeiten werden sehr persönlich, zuweilen recht amüsant, aber auch wissenschaftlich-theoretisch beleuchtet.

Die Dokumentation des **Lesbischen Herbst 2006** vermittelt so ein Bild von der inhaltlichen Vielfalt und zuweilen auch von der motivierenden Atmosphäre der Tagung.

Motivation wofür?

Für den nächsten **Lesbischen Herbst** natürlich! Wir haben erfahren, dass unsere eingangs geäußerte Frage nicht nur uns Veranstalterinnen beschäftigt. Es gibt viele Frauen, viele Lesben, die spüren und wissen, dass es hier noch einiges zu tun gibt: zu denken und zu diskutieren, öffentlich zu machen und zu ändern!

Cornelia Kähler

Lesbische Identität im Lebenslauf – persönliche Erfahrungen und Konsequenzen

Dr. phil Lising Pagenstecher

Ja, liebe Lesbenfrauen – Cornelia hat es gesagt, entlang meiner 76-jährigen Biografie – das ist vielleicht übertrieben, also minus acht Jahre – möchte ich versuchen, den Begriff Identität zu füllen. Das Thema ist euch bekannt:

Lesbische Identität im Lebenslauf – persönliche Erfahrungen und Konsequenzen

Vorweg möchte ich sagen, dass sich meine Betrachtungsweise auf die Situation in Westdeutschland konzentriert. Für die Frauen, die aus Ostdeutschland kommen, stellt sich die Situation sicher anders dar. Aber ich bin in Köln geboren, in Westdeutschland aufgewachsen, und als 1961 die Mauer errichtet wurde, war ich 31. Also habe ich sozusagen eine Vor- und Nach-Mauer-Existenz in Westdeutschland erlebt.

Nun zu meinem eigentlichen Thema: Lange bevor ich den Begriff Identität kennen und begreifen lernte und er für mein Leben wichtig, ja zentral wurde, hat mich das Phänomen „Identität“ stark betroffen, und zwar im Hinblick auf mein Verhältnis zu den beiden Geschlechtern und daraus abgeleitet zu mir selbst.

Die Entwicklung einer frauenorientierten Identität

Aus heutiger Sicht habe ich in meiner Kindheit und vielleicht auch Jugend hauptsächlich weibliches Fühlen, Denken und Sprechen gelernt. In der intensiven Beziehung zu meiner Mutter, also einer, wie ich es heute nennen würde, „Mutterbindung“ im positiven Sinne, habe ich mein Urvertrauen, meine Gefühlswelt, meine Sinnlichkeit und vermutlich auch mein Denken entwickelt. Auch hatte ich drei ältere Schwestern. Mein Vater war mir wesentlich fremder. Entsprechend standen mir Frauen daher immer näher als Männer. Ich fühlte mich ihnen verwandt, konnte sie verstehen, hatte Vertrauen zu ihnen. Kurz, ihre Sprache war meine

Sprache, trotz aller Unterschiede auch zwischen Frauen. Ich entwickelte eine *frauenorientierte Identität*.

Schon mit ungefähr acht Jahren fühlte ich mich von bestimmten Frauen sinnlich angezogen. Ich mochte es gern, wenn sie mich auf den Arm nahmen, drückten und küssten. Ich hatte ein sinnliches Wohlgefühl dabei.

Mein Verhältnis zum anderen Geschlecht

Zwar hatte ich auch gute Beziehungen zu einigen Männern und zu Jungen als Spielkameraden. Ich habe eigentlich nur mit Jungen gespielt, denn meine Schwestern waren älter und auch in der Nachbarschaft gab es keine gleichaltrigen Mädchen. Aber diese Beziehungen zu Jungen waren kumpelhafte, bei denen ich eher ein Junge unter Jungen war. Eine sinnliche Anziehung spürte ich da nicht. Im Gegenteil war ich abgestoßen und enttäuscht, wenn Jungen oder Männer sich mir in meiner Ausprägung als Mädchen oder Frau nähern wollten.

Als meine Schulfreundinnen anfangen, die Aufmerksamkeit der Jungen auf sich zu ziehen und sich für Jungen zu interessieren, bemerkte ich einen wichtigen Unterschied: Zwar freute auch ich mich, bei Jungen anzukommen, aber mehr musste, sollte es nicht sein. Ich hätte durchaus gerne einen Freund als Freund gehabt, als Gesprächspartner, als Kumpel und Begleiter. Aber das war für meine Verehrer auf die Dauer uninteressant. Daher hatte ich nie längere oder feste Beziehungen mit Jungen oder Männern. Wie man so sagt: Ich „ging“ mit keinem.

Deshalb beschäftigte es mich damals sehr, dass ich nicht in der Lage war, Jungen an mich zu binden. Es kränkte mich, dass ich im Unterschied zu meinen Freundinnen und anderen Mädchen keinen festen Freund vorweisen konnte, obwohl ich für Jungen nicht weniger attraktiv war als meine Freundinnen. Ich fühlte mich ausgeschlossen, nicht dazugehörig. Aber ich versuchte mich zu trösten, indem ich das Problem zeitlich vertagte: Ich dachte damals, nun, das wird sich vermutlich ändern, wenn ich erst einmal 18 oder 20 bin...

Die Anziehung durch Frauen war mir damals – mit 14, 15 – noch ein geringeres Problem.

Die „lesbische Beichte“ und: Bin ich die Einzige auf der Welt?

Was in meinem Inneren zwischen etwa 14, 15 und 17, 18 Jahren genau passierte, weiß ich nicht mehr so ganz sicher. Aber ich erinnere mich sehr deutlich daran, dass ich irgendwann zwischen meinem 17. und 18. Lebensjahr – es war das Jahr 1947 – meiner für mich damals wichtigsten Schwester quasi „beichtete“, dass ich mich von Frauen angezogen fühlte. Meine Schwester war 24 oder 25, jung verheiratet und hatte vorher einige Semester studiert.

Das Wort „lesbisch“ oder „Lesbierin“ war damals – 1947 – unbekannt, auf jeden Fall in meiner Umgebung. Auch das Wort „homosexuell“ kannte ich nicht. Ich bin mir auch nicht sicher, ob mir Ausdrücke wie „andersrum“, „vom anderen Bahnsteig“ oder ähnliche schon einmal begegnet waren. Ich glaube es eher nicht, war mir doch das ganze Phänomen, außer von mir selbst, unbekannt. Ich kannte kein Mädchen, keine Frau, die „Neigungen“ wie ich hatte. Ich hatte nur mal von einem Mann munkeln hören, der sich andeutungsweise so verhielt, dass man nur mit gerunzelter Stirn über ihn sprechen konnte... Was genau mit ihm los war, habe ich nicht erfahren. Ähnlich Nebulöses munkelte man über eine Frau, aber ich wusste nicht, worum es eigentlich ging.

Wenn ich mich richtig erinnere, war mein „Versagen“ im Hinblick auf Männer für mich damals *das zentrale Problem*. Dass das Gefühl, mich von Frauen angezogen zu fühlen, problematisch sein könnte, wurde mir vermutlich durch die ausschließlich heterosexuellen Beziehungen um mich herum und den damals starken Heiratszwang für Frauen sukzessive bewusst. Die negativen Reaktionen der mir nahestehenden Frauen machten mir das Problem gleichgeschlechtlicher Anziehung dann vollends deutlich.

Drei schockierte Frauen

Meine Schwester nahm meine „Beichte“ liebevoll auf, tat nicht entsetzt und verurteilte mich auch nicht, aber sie fand, dass ich mir helfen lassen sollte. Vermutlich wirkte ich in dieser Situation auch reichlich unglücklich. Jedenfalls riet sie mir, mir therapeutisch, ja psychoanalytisch, helfen zu lassen. Die Frage war damals nur, woher das Geld nehmen. Meine Eltern sollten von meiner Neigung nichts erfahren und waren außerdem durch den Krieg verarmt. Andere Geldquellen waren mir nicht zugänglich. Ich selber fand den Vorschlag meiner Schwester durchaus gut und akzeptabel, denn ich hätte damals viel darum gegeben, „normal“ zu werden. Aber mangels Geld konnte ich ihren Vorschlag zu dieser Zeit nicht realisieren.

Zwei Jahre später, ich war 19, empfahl mir meine erste große, leider unerwiderte Liebe, als ich ihr meine „Neigung“ und meine Verliebtheit in sie gestand, mich einer Hormontherapie zu unterziehen und dieserhalb eine Frauenärztin zu konsultieren...

Sechs Jahre später, ich war 25 und hatte die erste Beziehung mit einer Frau, beschwor meine Mutter mich, als sie auf Umwegen davon erfuhr, mich einer psychoanalytischen Therapie zu unterziehen. Da ich immer noch große Probleme mit meiner Orientierung hatte und die erste Beziehung nicht sehr stabil war, willigte ich ein, und meine Mutter fand einen Weg, die Therapie zu bezahlen.

Die erste Frage, die ich der Psychoanalytikerin stellte, war, ob sie mir – sinngemäß – dazu verhelfen könnte, „normal“, also heterosexuell zu werden. Sie sagte, dass sie mir solche Versprechungen nicht machen könne und dass sich in der Analyse zeigen müsse, wohin ich mich entwickle. Eine fachlich sicher korrekte Antwort, aber angesichts der damals herrschenden Homophobie doch erstaunlich. Außerdem bestärkte sie mich darin, meine geistige Basis zu festigen, indem sie mich ermutigte, das aus Kriegsgründen nicht erreichte Abitur nachzumachen und zu studieren. Dafür bin ich ihr bis heute dankbar.